

# Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **51 (1971-1972)**

Heft 2: **Kulturförderung**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## NEUESTE SOWJETISCHE KRIEGLITERATUR

Unter den Bibliotheken füllenden Büchern, die in der Sowjetunion über den deutsch-russischen Krieg 1941 – 45 erschienen sind, ragen einige Neuerscheinungen hervor, die besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Ihre Verfasser bekleideten während des Krieges hohe Stellungen im Hauptquartier, im Generalstab, im Armeeoberkommando oder in der Kriegsindustrie. Aus ihren Erinnerungen, die uns nun vorliegen, entsteht ein Bild, das in mancher Hinsicht der besseren Erkenntnis der Methoden und der Gedankenwelt der sowjetischen Kriegführung dienen kann.

Marschall *Georgij Konstantinowitsch Schukow* gehört zweifellos zu den bekanntesten sowjetischen Heerführern des Zweiten Weltkrieges. Der heute 74 Jahre alte Kriegsveteran, der in seinem wechselvollen Leben sowohl Triumphe als auch Fiaskos erntete, schrieb mehr als zehn Jahre an seinen Memoiren, die im vergangenen Jahr in drei Auflagen mit insgesamt 600000 Exemplaren in Moskau verlegt wurden<sup>1</sup>. Die *«Erinnerungen und Gedanken»*, wie die Schukow-Memoiren heißen, beginnen mit den Jugendjahren des Marschalls und mit seiner Ausbildung in der zaristischen Armee und schildern seinen Werdegang in der Roten Armee. Bereits im Jahre 1941 wurde Schukow Chef des Generalstabes der Roten Armee und blieb auch nach seinen anderwertigen Verpflichtungen während des ganzen Krieges Angehöriger des Hauptquartiers, das unmittelbar unter der Führung Stalins stand. Als Koordinator verschiedener Frontoperationen, an deren Planung er massgebend beteiligt war, verbrachte Schukow nicht wenig Zeit an den Brennpunkten der Geschehnisse. Er besass als Stellvertre-

ter des «Oberkommandierenden» (Stalin) weitgehende Vollmachten, wie sie keinem anderen Sowjetmarschall zustanden.

An den Kämpfen um Kiew (1941), Leningrad (1941), Stalingrad (1942), Kursk (1943), bei der Ausarbeitung der Angriffspläne gegen Rumänien und das neutrale Bulgarien (1944) war Schukow massgebend beteiligt. Im Herbst 1944 verliess er das Hauptquartier in Moskau, um an der Spitze der 1. Bjelorusischen Front (Heeresgruppe) in einem Blitzfeldzug Polen zu überrennen und bis zum Frühjahr 1945 die Oder-Linie zu erreichen. Die Krönung seiner Militärlaufbahn sollte die Einnahme Berlins bilden. Diese erfolgte auf besonderen Wunsch Stalins, und Schukow übernahm diese Aufgabe als einen Ehrenauftrag, obwohl er damit eine nicht zu unterschätzende Rivalität zwischen den Sowjetmarschällen wachrief. Der Kampf um Berlin, den die Rote Armee mit einem enormen Aufwand an Mensch und Materialien ausgetragen hat, bildete jedoch kein Ruhmesblatt in Schukows Karriere. Fehlplanungen, geringschätziges Beurteilen des Gegners und unnötig verschwenderische Angriffe machten Schukows Berlin-Unternehmen zu einem bitteren Sieg «der letzten Schlacht». Der Marschall gibt, dies muss ihm hoch angerechnet werden, das in seinen Erinnerungen ohne weiteres zu, wie er auch gegenüber anderen im allgemeinen in der russischen Kriegsliteratur heiklen Themen Aufrichtigkeit bekundet.

Auffallend ist ferner Schukows positive Würdigung des deutschen Gegners, den er sowohl in bezug auf die Kampftüchtigkeit als auch in bezug auf Disziplin und Ausbildung hoch einschätzt. Auch über das Wir-

ken der deutschen Generalität, von der Truppenführung bis zum Generalstab, findet er anerkennende Worte. Aufschlussreich ist seine Kritik in bezug auf die Mängel der Roten Armee am Anfang des Krieges, die er im häufigen Führungswechsel, unzureichenden Mobilmachungsmassnahmen, vernachlässigten Grenzbefestigungen, schlechtem Nachrichtendienst sowie unzureichend organisiertem Meldewesen sieht. Über Stalins Rolle als Oberkommandierender wird in den Erinnerungen viel geschrieben. Wenn Schukow auch einige Kritik verlauten lässt, so schwächt er diese doch rasch wieder ab, indem er zum Beispiel schreibt: «Stalins... Fehler dürfen aber nicht isoliert vom historischen Geschehen, nicht losgelöst von dem Gesamtkomplex, betrachtet werden.» (Dt. Ausgabe, S. 220 ff.)

Schukow schliesst seine Erinnerungen mit der Beendigung des Zweiten Weltkrieges auf europäischem Boden nicht ab. In einem aufschlussreichen Kapitel behandelt der Marschall auch jene Zeit, wo er als Oberster Chef der sowjetischen Militärverwaltung in Ostdeutschland amtierte und in dieser Eigenschaft auch an der Potsdamer Konferenz teilnahm. Interessant ist in dieser Hinsicht die Schilderung seiner Begegnung mit westlichen Militärführern, wie Eisenhower, Montgomery, Allan Brooke etc. – die ihn dann (worüber er selbstverständlich nichts schreibt) als «Freund des Westens» in schlechten Ruf bei Stalin brachte. Im April 1946 kehrte Marschall Schukow in die Sowjetunion zurück, und mit dieser Angabe schliesst er auch seine Memoiren.

Der heutige Armeegeneral und Chef des Generalstabes der Warschauer-Paktstaaten, *Sergej Matwejewitsch Schtemenko*, diente während des deutsch-russischen Krieges im sowjetischen Generalstab. Seine Erinnerungen unter dem Titel «*Der Generalstab während der Kriegsjahre*», die im Jahr 1968 in Moskau erschienen, gewähren uns erstmals Einblick in die Arbeit dieses Führungsgremiums der Roten Armee<sup>2</sup>. Das Buch musste vor seinem Erscheinen mehrmals umgear-

beitet werden, aber auch noch in seiner jetzigen Form bildet es einen zentralen Beitrag zur Geschichte der Roten Armee und insbesondere des Krieges im Osten Europas. Schtemenko trat im Jahre 1940 in den Generalstab ein und bekleidete ab 1943 als Chef der Operativen Verwaltung eine verantwortungsvolle Position. Seine Funktionen brachten es mit sich, dass er Einblick in die Entstehung der Operationspläne für die grossen Feldzüge der Roten Armee erhielt, an ihnen entscheidend mitarbeitete und einen umfassenden Überblick über das Geschehen an den Fronten gewann. Ausführlich behandelt er zum Beispiel die Kämpfe um den Kaukasus (1942/43), die Kursker Schlacht (1943) und die Anstrengungen um die Rückeroberung des Baltikums (1944). Daneben widmet er dem Verhalten der Regierungs- bzw. Staatschefs der Sowjetunion, Grossbritanniens und der USA auf der Teheraner Konferenz breiten Raum und schildert auch eingehend die Zerschlagung der japanischen Kwantung-Armee in der Mandschurei.

Sehr präzise informiert Schtemenko den Leser über die Lebensweise und die Arbeitsmethoden des Generalstabes, dessen Wirken Stalin bis in die letzten formalen Einzelheiten regelte. Da das Hauptquartier, das aus sechs hohen Persönlichkeiten unter der Führung Stalins bestand, keinen Führungsapparat besass, bediente es sich des Generalstabes. Damit wies Stalin diesem Arbeitsstab gewollt oder ungewollt die gleichen Kompetenzen zu, wie sie auch bei Hitler und Göring in bezug auf Wehrmacht und Luftwaffe bestanden. Schtemenko, der Stalin nun während des ganzen Krieges kennenlernen konnte, gibt ein detailliertes Bild vom Führungstalent seines «Oberkommandierenden», der – wiederum gleich Hitler – in Sachen Kriegswissenschaft ein Autodidakt war. Er schreibt, dass Stalin nicht die geringste Lüge oder Schönfärberei duldete und dass er lange Erklärungen und überflüssiges Herumreden energisch ablehnte. In den Anfangszeiten entschied er auch die letzten Einzelheiten und kümmerte sich sogar um die präzise Aus-

fertigungen von Tagesbefehlen. Er war kein Freund von «Kollektivarbeiten» und «Kollektiveingaben»: Protokolle mit mehreren Unterschriften tat er mit den ironischen Worten «die reinste Kolchose» ab und neckte die Anwesenden, «ob sie sogar bei den Entschlüssen der Sachen wohl abgestimmt hätten?» (dt. Ausgabe, S. 230.). Genauigkeit und ein ausgezeichnetes Gedächtnis kennzeichneten den Oberkommandierenden, der stets nachts zu arbeiten pflegte und somit auch seiner ganzen Umgebung die gleiche Arbeitsweise aufzwang.

Interessant sind auch die Ausführungen Schtemenkos, die sich mit der Wiedereinführung der alten, zaristischen Armeetradition in die Rote Armee beschäftigen. Nicht nur die ausgesprochen revolutionären Begleiterscheinungen, wie die Vollmacht der Politoffiziere oder die Gleichberechtigung *aller* Offiziere wurden nach Stalingrad abgeschafft (1943), sondern man stellte auch wieder Kosakendivisionen in ihren prächtigen alten Uniformen auf, in der auch Freiwillige gern gesehen wurden, die St. Georghekreuze des Zaren auf ihrer Brust trugen (und tragen durften). Welche Funktionen die «Kriegsräte» bei den verschiedenen «Fronten» (Heeresgruppen) gespielt hatten, wie die moderne Führungsmethode des Generalstabes entstand, welche Masstäbe bei der Personalbesetzung in der Truppenführung galten, wie die letzte Schlacht, diejenige um Berlin, organisiert wurde, darüber legt das Memoirwerk detailliert Rechenschaft ab. Wenn wir jedoch Schtemenkos Ausführungen mit denjenigen von Schukow vergleichen, so müssen wir – was die Aufrichtigkeit betrifft – dem Marschall den Vorzug geben. Vielleicht ist dies darauf zurückzuführen, dass Schukow seine Memoiren im Pensionsalter veröffentlichte, der Armeegeneral dagegen als aktiver Soldat auf besonders wichtigen Posten gewisse Dinge noch nicht mit dieser Offenheit behandeln kann oder darf, was man allenfalls im Rahmen der vom Sowjetkommunismus bestimmten Memoirenliteratur erwarten darf.

*Iwan Stepanowitsch Konjew*, Schukows

Kampfgefährte und Rivale bei der Eroberung Berlins, veröffentlichte seine Memoiren relativ früh, im Jahre 1966<sup>3</sup>. Der Sowjetmarschall, der heute nicht mehr aktiv ist, beschreibt dabei die Operationen seiner Truppen, der 1. Ukrainischen Front (Heeresgruppe), im Jahr 1945. Konjews Heeresgruppe hatte die Aufgabe, die deutschen Weichsel-Stellungen zwischen Josefow und Jasto zu durchbrechen, Krakau und das sehr bedeutende schlesische Industriegebiet wenn möglich unversehrt zu erobern und an der Oder eine Basis zu weiteren Kämpfen bzw. für die rasche Inbesitznahme Berlins zu schaffen.

Einen wesentlichen Teil seiner Erinnerungen widmet der Marschall den Berliner Operationen. Dabei schreibt er nicht nur ausschliesslich über militärische Fragen, sondern behandelt auch politische Probleme, die damals die sowjetischen Heerführer nicht wenig beschäftigten. Wie Stalin, befürchteten sie nämlich ernstlich, dass das nationalsozialistische Deutschland in der letzten Stunde seines Bestehens mit den West-Alliierten einen Separatfrieden schliessen würde, um den Kampf im Osten fortsetzen zu können. «Wir wollten nicht glauben, dass unsere Verbündeten Vereinbarungen, welcher Art sie auch immer sein mögen, mit der deutschen Kriegsführung treffen würden. Aber in der damaligen Lage, als wir nicht nur über einige Tatsachen darüber verfügten (!), sondern unser Kopf auch voll mit Gerüchten war, hatten wir kein Recht, die Möglichkeit eines solchen Falles auszuschliessen» – schreibt Konjew sich zurückerinnernd (S. 99 ff.), und er bescheinigt, dass die Berliner Operationen unter anderem auch deswegen unter Zeitdruck standen. Man wollte die Hauptstadt Hitlers noch *vor* einem allfälligen Vorstoss der West-Alliierten in die Hände bekommen.

Der Marschall beschäftigt sich auch mit Schukows Rolle bei der Eroberung von Berlin und kann nicht verheimlichen, dass eine Rivalität der beiden tatsächlich bestand. Sehr aufschlussreich sind die Abschnitte des Buches, die sich mit der deut-

schen Verteidigung auseinandersetzen. Konjew zollt den Soldaten der Wehrmacht Anerkennung, die – wie er schreibt – «bis zur letzten Kugel» kämpften und sich erst dann ergaben, als kein anderer Ausweg mehr für sie offenstand. Auch über den Volkssturm kann er als Soldat «Gutes» berichten. Mit ihren Waffen, mit der Panzerfaust, hatte er den Rotarmisten grosse Verluste beigebracht. Konjew gibt die Zahl der eigenen Panzerverluste in der Schlacht um Berlin an und beziffert diese mit etwa 800, das heisst einen Verlust von vier vollständig aufgefüllten Panzerdivisionen, was in der Tat nicht wenig ist, wenn man dies mit den bei der 1. Ukrainischen Front im April 1945 eingesetzten Gesamtpanzerkräften (1388) vergleicht.

Konjew hatte auch die Aufgabe, nach der Eroberung Berlins den letzten deutschen Widerstand zu brechen, und zwar in der Tschechei, wo man sich seit dem 5. Mai überall gegen die Besatzungsmacht erhoben hatte. Seine Panzertruppen mussten in kürzester Zeit das Erzgebirge durchqueren und Prag erreichen. Konjew fühlte sich bei diesem Auftrag nicht besonders gut. Die in dem vorangegangenen Jahr in den Karpaten bei Dukla geführten Gebirgsoperationen kosteten den Marschall enorme Verluste. «Die damaligen bitteren Erfahrungen lehrten mich in späteren Zeiten, wenn möglich die Berge zu vermeiden. Wenn wir schon Gebirgsoperationen beginnen mussten, habe ich stets danach getrachtet, nicht frontal anzugreifen, sondern im Schutz der Berge zu operieren. Ich bin zu dem festen Entschluss gekommen, dass man Gebirgskrieg nur in äusserster Not beginnen soll. Nur dann, wenn zu einem Umgehen oder einem weitangelegten Manövrieren keine andere Möglichkeit besteht» (S. 237). In den darauffolgenden Abschnitten berichtet Konjew über die Inbesitznahme Prags, über die Gefangennahme General Wlassows und über seine Begegnungen mit den Amerikanern. Im Epilog blickt er noch einmal auf seinen Lebensweg zurück und kommt zum Schluss, dass in seiner ganzen Ausbildung der Dienst in einem Regiment die nützlich-

ste und lehrreichste Stufe bedeutete. «Das Regiment formte aus mir einen richtigen Soldaten, im wahrsten Sinne des Wortes!»

Ein anderer Heeresgruppen-Oberbefehlshaber, Marschall *Konstantin Konstantinowitsch Rokossowskij*, veröffentlichte noch kurz vor seinem Tode einen Memoirenband<sup>4</sup>. «*Soldatenpflicht*», wie das Buch heisst, beginnt mit dem Juni 1941 und endet mit der Eroberung Berlins im Mai 1945. In der Zwischenzeit befehligte Rokossowskij verschiedene Truppenteile der Roten Armee, erlebte Niederlagen und Siege und war beinahe bei jeder wichtigen Kriegsoperation der Roten Armee mit dabei. Moskau, Stalingrad, Kursk, die Überquerung des Dnepr, die Schlacht an der Weichsel, die Eroberung Warschaws und Berlins sind einige seiner Stationen.

Obwohl der Marschall vieles zu berichten wusste, stehen seine Erinnerungen an Offenheit und Aufrichtigkeit hinter denjenigen Schukows und Konjews weit zurück. Das zeigt sich zum Beispiel im Kapitel über den Warschauer Aufstand vom August 1944: Bekanntlich weigerten sich die Sowjets, obwohl ihre Armeen unmittelbar vor der polnischen Hauptstadt standen, den Aufständischen zu helfen. Sie lehnten sogar westliche Bitten ab, alliierte Flugzeuge, die Nachschub für die Polen abgeworfen hatten, auf russischen Flugplätzen Landeurlaubnis zu erteilen. Die Rote Armee schaute zu, wie die Deutschen in einem mehr als zehnwöchigen Kampf den Aufstand, der von der Londoner Exilregierung ausgelöst und geführt wurde, niederschlugen. Diese sowjetischen Armeen, die damals vor Warschau standen, wurden von Marschall K.K. Rokossowskij befehligt. Aber was dieser nun schreibt, hat leider mit der Wahrheit nur wenig zu tun. Er beruft sich auf die Schwierigkeiten seiner eigenen Truppe, die in den vorangegangenen Kämpfen sehr gelitten hatte und deswegen keine Möglichkeit gehabt habe, den Warschauern Hilfe zu leisten. Aber er gibt auch politische Gründe an: «Unsere Aufklärer meldeten mir, dass der Aufstand auf Anweisung der Londoner Exilregierung von einer Offi-

ziersgruppe geleitet war, die die Aufgabe hatte, den Sowjets- und volkspolnischen Truppen zuzukommen und die politische Macht in der Stadt in die eigenen Hände zu nehmen» (S. 285). Danach erwähnt Rokossowskij, dass er Mitte September (!) mehrmals versucht habe, in die Stadt einzudringen, dass ihm dies aber nicht gelungen sei. Ein unmittelbarer Kontakt mit den Aufständischen bestand erst seit der zweiten Septemberhälfte, als Stalin ihm – so Rokossowskij – befahl, alles mögliche zu unternehmen, um die Stadt vor der deutschen Umklammerung zu retten. Rokossowskij spricht dabei von «offenem Verrat» der aufständischen Führung, die sich «weigerte, russische Hilfe anzunehmen, und sich eher den Deutschen ergab, als der Roten Armee Unterstützung zu gewähren» (S. 292).

K. K. Rokossowskij, und darüber schreibt er in seinen Memoiren natürlich nichts, war während der grossen Säuberungen 1936 – 1940 selber Opfer der stalinistischen Willkür und verbrachte mehrere Jahre im sibirischen Arbeitslager. Erst der Krieg hat ihn aus seiner misslichen Lage befreit. Es ist anzunehmen, dass die Furcht vor eventuellen Repressalien der Grund war, der ihn bei der Abfassung der Erinnerungen besonders «linientreu» machte.

Eine ganz andere Art von Dokumentation sind die Erinnerungen *Alexander Sergejewitsch Jakowlew*, des berühmten sowjetischen Flugzeugkonstruktors, der in seinem 1967 in Moskau veröffentlichten Buch ausführlich über seinen Werdegang Rechenschaft ablegt<sup>5</sup>. Jakowlew war schon als junger Mann bei der Geburt der roten Luftwaffe mitbeteiligt, und während des Krieges leitete er eines der grossen Konstruktionsbüros der sowjetischen Luftwaffe. In seinen Erinnerungen beschäftigt er sich mit den ausserordentlich schwierigen Problemen der Kriegsindustrie, mit dem Aufbau einer leistungsfähigen und der deutschen Luftwaffe ebenbürtigen eigenen Luftwaffe sowie mit seinen unzähligen Auseinandersetzungen mit der schwerfälligen sowjetischen Bürokratie. Die Schilderung

seiner Begegnungen mit Stalin, den er trotz kritischer Äusserungen über seine Methoden als «geeigneten Führer des Volkes in sehr schweren Zeiten» betrachtet, ist in mancher Hinsicht interessant: Wir erfahren zum Beispiel, dass Stalin Experimente mit neuen Flugzeugprototypen nicht sehr schätzte und dass er sich in technischen Dingen ziemlich gut auskannte. Wir erhalten auch ein anschauliches Bild über die Lage der roten Luftwaffe während des Kriegs. In der Anfangsphase musste Stalin die aus der Produktion herausgekommenen neuen Flugzeuge beinahe einzeln unter die verschiedenen Verbände der Armee verteilen. Später, nach Stalingrad und insbesondere nach Kursk, war die Lage schon besser, da die in den Ural verlagerten Flugzeugwerke allein im Jahre 1943 35000 Flugzeuge für die Front bereitzustellen vermochten. Sehr interessant sind die Abschnitte, die sich mit dem Vergleich sowjetischer und westlicher Flugzeugtypen auseinandersetzen und die Entwicklung der sowjetischen Flugzeugindustrie nach dem Krieg schildern.

Aus der Feder eines Berufsmilitärs, Generalmajor *Pjotr Grigorjewitsch Grigorenko*, stammt ein Buch, das eine Art Abrechnung mit der eigenen «unbewältigten Vergangenheit» ist<sup>6</sup>. Es beschäftigt sich mit den Gründen und Ursachen der Ereignisse in den Kriegsmonaten von Sommer und Herbst 1941, die beinahe zum totalen Zusammenbruch der Roten Armee geführt hätten. Der deutsche Angriff traf nämlich die gesamte sowjetische Staats- und Parteiführung völlig unerwartet und rief, sowohl an der Front als auch im Hinterland bei jenen, die zu einem realistischen Handeln hätten bereit sein sollen, nur Chaos oder Terror hervor. Vor Grigorenko wurde dieses Thema, das wahrlich kein Ruhmesblatt der stalinistischen Staatsführung ist, schon einmal durch den Historiker A. Nekritsch bearbeitet. Doch im Zug der Re-Stalinisierung zog man dieses 1965 in Moskau erschienene Werk zurück und massregelte sogar dessen Verfasser. General Grigorenko, der den Krieg vom ersten bis zum letzten Tag an

der Front erlebte, liess sich von Nekritschs Beispiel nicht abschrecken. Sein Buch, in dem er die militärischen Fehler und Versäumnisse Stalins und seiner Generäle mutig anprangert, sollte vorerst in einer Moskauer historischen Zeitschrift erscheinen. Die Redaktion lehnte jedoch eine Veröffentlichung ab. Die uns zugängliche Buchausgabe erschien im Westen, und zwar ohne Kenntnis des Verfassers, der seither verhaftet und in eine Irrenanstalt eingeliefert wurde. Das mit Zahlen, Fakten und lebensnahen Beispielen versehene Buch dient dazu, uns zu beweisen, dass neben einer staatlich geförderten offiziellen Kriegsliteratur auch andere Bücher existieren, die besser berufen sind, die Ereignisse der

Jahre 1941 – 1945 in der Sowjetunion so darzustellen, wie sie sich tatsächlich ereignet haben.

*Peter Gosztony*

<sup>1</sup> G. K. Zukov, *Vospominanija i razmyskenija*, Moskau 1969. Deutsche Ausgabe: Georgi K. Schukow, *Erinnerungen und Gedanken*, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, 1969. – <sup>2</sup> S. M. Stemenko, *General'nyj stab v gody vojny*, Moskau 1968. Deutsche Ausgabe: S. M. Schtemenko, *Im Generalstab*, Deutscher Militärverlag, Berlin-Ost 1969. – <sup>3</sup> I. S. Konev, *Sorok pjaty*, Moskau 1966. Deutsche Ausgabe: I. S. Konjew, *Das Jahr fünfundvierzig*, Deutscher Militärverlag, Berlin-Ost 1969. – <sup>4</sup> K. K. Rokossovskij, *Soldatskij dolg*, Moskau 1968. – <sup>5</sup> A. S. Jakovlev, *Zel' zizni (Zapiski aviakonstruktora)*, Moskau 1967. – <sup>6</sup> Pjotr Grigorenko, *Der sowjetische Zusammenbruch 1941*, Frankfurt a. M. 1969 (Possev-Verlag).

## ERZÄHLER AUS ITALIEN

Der 1920 geborene *Michele Prisco* gehört zu den bekanntesten italienischen Erzählern. Er hat schon eine ganze Anzahl Bände veröffentlicht. Sein Roman «Nebelspiralen» wurde mit dem «Premio Strega» ausgezeichnet. Er wählt keine grossen Inhalte, aber er sucht die bescheidenen Motive durch seine Darstellungsweise bedeutsam erscheinen zu lassen. Die letzte Geschichte hat dem Band den Titel gegeben.<sup>1</sup> Ein Bauer verkauft sein Pferd, weil es alt geworden ist und zu nichts anderem mehr taugt, als in der Meierei mit verbundenen Augen um den Ziehbrunnen herumzugehen und das Schöpfrad in Gang zu halten. Diesen ganz alltäglichen Vorfall erzählt Prisco aus der Sicht eines Jungen, der die Fahrten mit dem Pferd geliebt hat und der die Wandlung nicht begreifen kann. Die Geschichte gewinnt ihren Sinn aus den erklärenden Worten der Mutter, die nicht mehr an das Pferd denkt, wenn sie weinend sagt: «Es ist seine Bestimmung ... Dinge, die einen nicht mehr interessieren, schiebt man beiseite.» Und

mit einemmal wird es deutlich, dass es die Bestimmung aller lebenden Wesen ist, im Kreise zu gehen und zu meinen, man befinde sich auf einer geraden Strasse und lege einen weiten Weg zurück. Hinter dem Los des Pferdes steht das mühevoll und ereignislose Schicksal vieler Menschen und der hoffnungslose, stumme Widerstand gegen die Eintönigkeit des auferlegten Daseins.

Prisco nimmt die Themen seiner vierzehn Erzählungen aus dem Alltag. Er schildert Leute, die südlich von Neapel leben. Die Erzählungen sind voller verllorener, verzweifelter, trostloser Menschen, die sich in der Welt nicht zurechtfinden. Wie bei dem Sizilianer Verga gibt es auch hier eine ganze Reihe von Erzählungen, die sich dramatisch zuspitzen. Diese einfachen Menschen leben unheimlich nahe dem Tod. So zum Beispiel «Paolino», der Knabe, der sieht, wie seine Mutter von einem Fremden geküsst wird und es dem Vater verrät, worauf dieser die Treulose mit dem Messer ersticht; oder in der sommerlichen

Erzählung «Einmachzeit», wo ein junges Mädchen von seinem Vater erdolcht wird, weil es sich mit seinem Geliebten trifft; oder in «Vollmond», wo eine junge Lehrerin sich während eines epileptischen Anfalls erdrosselt; oder auch in «Der Abend ist ruhig in Trecase», wo ein Neger auf die pure Verleumdung eines kleinen, phantasievollen Mädchens hin erschossen wird. Andere Aspekte vermitteln die Geschichten, in denen die Ahnung von kommandem Unheil übermächtig wird, wie in «Das böse Haus» oder «Das Gesetz». Eine einzige Erzählung, «Das Feuerwerk» endet mit einem Ja zum Leben: Ein junges Paar, das sich aus Verzweiflung töten wollte, wird durch ein Feuerwerk wieder an die bunten Möglichkeiten des Lebens erinnert und verzichtet auf den Tod.

Prisco versucht in allen seinen Texten, die Oberfläche des Geschehens durch Andeutungen transparent zu machen und den darunter liegenden Grund freizulegen. Dass er es sachlich und ohne Sentimentalität tut, erhöht den Wert seiner Bemühungen. Doch kann man sich der Empfindung nicht erwehren, dass er oft Grausamkeiten schildert, um gewisse Belanglosigkeiten seiner einfachen, alltäglichen Geschichten interessant zu machen. Daher wirken nicht diejenigen Erzählungen am stärksten, in denen allzu deutlich in der Vordergrund gestellte Gewaltlösungen geboten werden. Viel eindringlicher scheinen die Texte zu sein, in denen das verhängnisvolle Geschehen zwischen den Zeilen nur angedeutet ist und es dem Leser überlassen bleibt, das Ausgesparte zu deuten und zu ergänzen.

\*

Die unsentimentale Sachlichkeit der Schilderung, um die sich Prisco bemüht, wird von dem um vier Jahre älteren, 1916 in Bologna geborenen, aus Ferrara stammenden *Giorgio Bassani* in seinem neuesten Roman «Der Reiher» mit grosser Meisterschaft weitergeführt.<sup>2</sup>

Der Gutsbesitzer Edgardo Limentani

macht sich an einem nebligen Wintermorgen zu einem Jagdausflug in die sumpfigen Niederungen bei Ferrara auf. Er ist von sonderbarem Unbehagen erfüllt. Während er sich von seiner Gattin verabschiedet, überkommt ihn der Gedanke, warum er eigentlich noch immer mit ihr zusammenlebe, weshalb sie sich nicht schon längst getrennt hätten. Als er sein schlafendes Töchterchen küsst, erfasst ihn tiefe Beklommenheit, obwohl er eigentlich nicht weiss, wieso. Er hat keine Lust zu Frühstück, trinkt nur eine Tasse Kaffee. Während der Fahrt im Wagen verspürt er Magenschmerzen. Unsagbare Verzweiflung erfüllt ihn plötzlich. Am liebsten würde er umkehren. Auch hat er sich so verspätet, dass er sich überlegt, ob es überhaupt noch einen Sinn habe, zur Jagd zu fahren. Da er jedoch hofft, draussen in der Einsamkeit der Lagunen all das zu finden, was er braucht: Ausgeglichenheit, Gesundheit, Lebensfreude – fährt er weiter. Noch gibt er sich Mühe, nicht zu resignieren. Erst im Jagdgebiet, wo Limentani den Mann trifft, mit dem er verabredet ist und der ihm bei der Jagd behilflich sein soll, kommt ihm die Sinnlosigkeit seines Daseins zum Bewusstsein. Während er mit der Flinte über den Knien dasitzt und einen Reiher beobachtet, der über ihm dahinfliegt, werden seine Mutlosigkeit und sein Ekel vor allem Handeln immer grösser. Sein im Röhricht verborgener Begleiter schießt mittlerweile Enten, Blesshühner und schliesslich auch den Reiher ab, während Limentani tatenlos und unfähig, einen Entschluss zu fassen, über die Nutzlosigkeit seines Lebens nachdenkt. Er sieht, wie der angeschossene Reiher ins Wasser stürzt, sich wieder aufrichtet und zu fliegen versucht. Doch vergeblich. Da kommt er, den einen Flügel nachschleppend, auf Limentani zu und betrachtet ihn verwirrt und mit zur Seite geneigtem Kopf. Dann schleppt er sich blutend ins Schilf und verendet dort. Der Gutsbesitzer bricht die Jagd ab, lädt alle toten Tiere, auch den Reiher ins Auto und fährt zurück. Während der Heimfahrt denkt er über den



Reiher nach. Dieser Vogel, sein kühner Flug, sein jäher Sturz und sein unbegreifliches, sinnloses Verbluten, erscheint ihm immer mehr wie ein Bild seiner selbst. Nur noch im Selbstmord glaubt er seinen Ekel vor dem Leben überwinden zu können. Er kehrt nach Hause zurück und erschießt sich.

Das ist der einfache Inhalt des Buches. Bassani zeichnet als distanzierter scharfer Beobachter die Reaktionen und Bedrängnisse des Helden mit unheimlicher Genauigkeit und einführender Sensibilität nach. Ausserordentlich sparsam in der Linienführung und frei von allem Sentiment vermittelt er uns das Bild eines Mannes, der mit seinen persönlichen

Schwierigkeiten und Nöten typisch ist für den Menschen von heute. Doch bleibt der Dichter, dank seiner Wachsamkeit, nicht an minutiös registrierten Einzelheiten hängen. Dahinter werden bei ihm immer umfassendere Belange sichtbar. Seine Sprache ist präzise und vermeidet jedes spielerische Experiment. Mit gradliniger Folgerichtigkeit macht er am Bild des zu Tode verwundeten Reihers deutlich, dass für den von bitteren Erfahrungen schwer getroffenen Gutsbesitzer das Leben zwecklos geworden ist.

*Hannelise Hinderberger*

<sup>1</sup> Michele Prisco, *Das Pferd mit der Augenbinde*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1970. – <sup>2</sup> Giorgio Bassani, *Der Reiher*, Piper Verlag, München 1968.

## HINWEISE

### *Politische Bildung*

Das von Joachim Rohlfes und Hermann Körner herausgegebene Werk «*Historische Gegenwartskunde – Handbuch für den politischen Unterricht*» (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) ist eine konzentrierte Darstellung von Geschichte, Wirtschaft und politischer und sozialer Struktur der wichtigsten Staaten unserer Zeit, geeignet nicht nur für die Hand des «Staatskunde»-Lehrers, sondern für jeden, der sich rasch und zuverlässig zu informieren wünscht. Allgemeine Einleitungskapitel befassen sich mit dem Wesen des industriellen Zeitalters, mit der Struktur der freiheitlichen rechtsstaatlichen Demokratie und mit Kolonialismus und Entkolonialisierung. Sehr lesenswert – gerade für Schweizer – ist auch die Einleitung von Joachim Rohlfes, die die wichtigsten Zielsetzungen und Wege politischer Bildung diskutiert.

### *Bürokratie*

Als «das Thema der Zeit» bezeichnet *Henry Jacoby* den Gegenstand seines Buches «*Die Bürokratisierung der Welt*» (Soziologische Texte Bd. 64, Luchterhand, Neuwied-Berlin). Man muss ihm recht geben, denn die Bürokratie als Organisations-, ja Lebensform prägt unsere gesamte Kultur. Dieses Buch zeigt sehr eindrücklich das Werden der modernen Bürokratie, zeichnet ihre Ursprünge im Staat der absoluten Monarchie nach und verfolgt sie bis in alle modernen Verästelungen der kommunistischen Parteibürokratie und der Industriebürokratie des freien Westens hinein. Das Buch – ergänzt durch ein Kapitel über «antibürokratische Standpunkte» (mit einem fesselnden Überblick über antistaatliche Tendenzen in der Geschichte) – vermittelt so einen eindrücklichen Zugang zum Bürokratieproblem von der Geschichte her.